

Arbeit, Identität und Gesundheit.
Wer bin ich? Woher weiß ich, wer ich bin? Ist das wichtig?

Tom Fryers

Einleitung

Mein Interesse an diesem Thema begann im letzten Jahr durch eine recht unangenehme Erfahrung, die mich sehr bewegte. Ich habe nur noch sehr wenig beruflich getan und fing an, darüber nachzudenken, daß ich ja wirklich in Pension gegangen sei, und so verbrachte ich die meiste Zeit im Garten. Ein Nachbar behandelte mich mit äußerster Mißachtung, so fühlte ich mich wie ein wertloses „Nichts“, vielleicht auch, weil ich alte Gartenkleidung trug. Vielleicht betrachtete er mich „nur noch als Pensionär“, ohne Amt und ohne eine persönliche Identität von Wert. Das mag trivial klingen, für mich war es das aber nicht. Es brachte mich dazu, meine unmittelbare Zukunft zu überdenken. In Kürze, es brachte mich dazu, ja nicht vollständig in Pension zu gehen, ließ mich ein neues EU-Forschungsprojekt in Gang setzen und ließ mich erkennen, wie wichtig dies für mich sei, „etwas“ zu sein, ob das „etwas“ nun ein Arzt, ein Wissenschaftler oder was auch immer sei. In Pension zu gehen schien zu bedeuten, diese Identität aufzugeben und sie durch nichts zu ersetzen.

Wenn ich seitdem mit anderen über die Pensionierung spreche, habe ich viel Übereinstimmung darin gefunden, wie sie die Pensionierung angehen, aber auch sehr große Unterschiede, wie sie sie erfahren und wie sie die Probleme zu lösen versuchen. Wenn ich die Probleme hinsichtlich der Arbeit und der Identität verallgemeinere, bleibe ich notwendigerweise an der Oberfläche vieler dieser Unterschiede. Ich weise auch darauf hin, daß sich mein Vortrag, meine Forschung, meine berufliche Erfahrung und persönliche Meinung unausweichlich auf die Situation im Vereinigten Königreich beziehen. Vieles, was ich sage, wird für andere europäische Ländern nicht zutreffen und manches nur für einige. Nichtsdestoweniger mag es eine nützliche Diskussion anregen.

A. Arbeit

1. Die Arbeitsethik

In westeuropäischen Gesellschaften leben wir in vorwiegend arbeitsorientierten Kulturen. Arbeit ist gewöhnlich notwendig, um seine Auskommen zu verdienen, und es gibt in den historisch christlichen Gemeinschaften einen starken moralischen Druck zu arbeiten. Luther sah in der täglichen Arbeit eine Berufung, die wir unter Gott zu leisten verpflichtet sind, so daß wir an seiner Arbeit auf Erden teil haben und durch die Arbeit seine Liebe und Gerechtigkeit zeigen. Die Calvinisten formulierten die Idee, daß harte und erfolgreiche Arbeit ein Zeichen der Errettung ist (Forrester, 1983). Wesley sagte, wir sollten „unsere tägliche

Beschäftigung zu einem Opfer für Gott machen, kaufen und verkaufen, essen und trinken zu Seiner Ehre“ (1746). Diese Haltungen wurden besonders in protestantischen Gemeinschaften sehr einflußreich und führten zur „protestantischen Arbeitsethik“. Max Weber und R.H. Tawney meinten, gerade dadurch habe sich der moderne Kapitalismus entwickelt. Marx analysierte, in wie weit Arbeit die sozialen Strukturen reflektiert, und bewies, daß die Art, wie sie organisiert war, sowohl die Gesellschaft wie das persönliche Leben gestaltete, daß aber immer die Bedeutung der Arbeit betont wurde (Forrester, 1983).

Paul Tournier sagt in „Lernen alt zu werden“ (1971): „In den westlichen Ländern stimmt fast jeder darin zu, in Worten und in der Theorie den Wert der menschlichen Person zu proklamieren. Wir zitieren die antiken Worte: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“. Es ist der Mensch, der der Arbeit ihre Würde gibt, und nicht die Arbeit, die dem Menschen Wert verleiht. Aber in der Wirklichkeit ist es oft ganz anders. Die allgemeine soziale Atmosphäre, in der wir seit unserer Kindheit eingetaucht sind und die uns beeinflusst, ohne daß wir klar darüber nachdenken, lehrt uns die höchste Wichtigkeit der Arbeit. Arbeit als eine Pflicht wird voller Würde angesehen, auch wenn sie langweilig und inhuman ist.“

2. Arbeit in der Gesellschaft

Der herausragende Soziologe Peter Worsley schrieb (1987): „Die Arbeit steht im Zentrum unserer Kultur. Wenn jemand fragt: „Was machst Du?“ meint er in Wirklichkeit: „Was arbeitest Du?“ Wenn eine Frau gefragt wird: „Arbeitest Du?“ ist gemeint: „Hast Du eine bezahlte Arbeit?“ Und doch arbeiten viele Menschen auf andere Weise ohne Bezahlung in produktiven Tätigkeiten.“ Die Bemerkungen oben bezogen sich weitgehend auf bezahlte Arbeit und waren fast ganz auf Männer bezogen. Die Probleme betreffs der Arbeit von Frauen haben sich sehr gewandelt und sind sehr verschiedenartig und komplex, darüber werden wir später sprechen. Es gibt eine ganze Reihe von Kulturen, die die Arbeit nicht so hoch schätzen wie wir. (Ist es nicht so, daß wir unsere Kultur eigentlich als die einzig wichtige ansehen?). Lee erwähnt (1979) die Buschmänner in der Kalahari; sie sagen: „Warum sollten wir arbeiten, wenn Gott für so viele Mongongonüsse gesorgt hat?“ Unglücklicherweise wachsen Mongongonüsse nicht im Norden Englands!

Im allgemeinen hält man es so in unseren Gesellschaften, daß die Menschen hart und gewissenhaft arbeiten sollten, was auch immer sie für eine Arbeit haben, um Geld für ihre Familien zu verdienen und um der Gemeinschaft zu dienen. Es war aber auch eine allgemeine Annahme, daß materielle Verbesserung, Anhäufung von Wohlstand, höherer sozialer Status und Einflußmöglichkeit, also weltlicher Erfolg als ein Zeichen von Gottes Segen für Dich und Deine Arbeit angesehen wurden. Dieser antiquierte Glaube oder diese Haltung, die ganz nach dem Alten Testament klingt, besteht trotz aller Evidenz dagegen in europäischen und amerikanischen Kulturen bis heute fort und mag in hohem Maße verbunden sein mit dem hohen Standart der Individualisation, großen Unterschieden im Wohlstand und der Tendenz kultureller Arroganz, die andere Interpreten als offensichtlich antichristlich ansehen würden.

Die Vorbereitung auf eine Gesellschaft, in der die Werte der Arbeit dominieren, sind die Grundlage der Erziehung geworden. Die Stimmen derer, die eine klassische Erziehung oder eine „Erziehung für’s Leben“ oder eine Erziehung zu mehr Muße oder sogar eine Erziehung für das „Weltdorf“ fordern, gehen im Lärm derer unter, die sagen, Erziehung sollte für die

„Welt der Arbeit“ sein. Weil sie das nicht sehr gut schafft, weil dauernd die „Welt der Arbeit“ verändert wird, wechseln die Regierungen laufend das System und die Lehrer sind sich nicht im Klaren, was von ihnen erwartet wird. Von den Kindern wird erwartet, daß sie ihre Identität in der Arbeit finden, sie sind darauf aber nicht gut vorbereitet. Und ihre grundlegenden Bedürfnisse wie eine „Erziehung zum Leben“ werden nicht erreicht.

Arbeit wird deshalb nicht nur als etwas angesehen, was uns mit einem Einkommen versorgt, sondern als etwas, das unserem Leben eine soziale Legitimation gibt. Sie mag die grundlegende Quelle unserer persönlichen Identität sein und wir benötigen wahrscheinlich eine klare Identität, eine klare Sicht, daß wir eine Person sind, um eine eigene Wertschätzung zu haben. Ein klar definierter Beruf oder Handel gibt uns eine Identität – als Arzt, als Lehrer, als Ingenieur, als Kraftfahrzeugmechaniker, Sekretärin, Elektriker und so weiter. Eine spezielle Arbeit unabhängig von einem Beruf oder einer Handelsbranche, mag uns auch eine Identität geben: als Berater, Manager, Direktor, Vorarbeiter oder Arbeitsgruppenleiter. Oder wir beziehen eine Art von Identität einfach daraus, daß wir Arbeiter, Teilnehmer und Mitarbeiter sind; Menschen, die nicht arbeiten können oder die keine Arbeit finden können, werden sogar diese Identität beneiden.

B. Haltungen zu Arbeit

1. Der Wert der Arbeit

Unsere Gesellschaften haben sich in den letzten Jahrzehnten – in unserer Lebenszeit! - substantiell verändert und verändern sich weiterhin und gerade auch in der Haltung zur Arbeit. Wir hören von sehr verschiedenen und ambivalenten Haltungen. Manche beschreiben ihre Arbeit als eine unerfreuliche Betätigung, die man so kurz wie möglich tun sollte, weil man Geld ja braucht, und die man so bald wie möglich aufgeben sollte. Manche beklagen sich über bestimmte Aspekte ihrer besonderen Arbeit, sehen sie im allgemeinen aber als eine gute Sache an, ohne die das Leben eine Menge an Sinn verlieren würde. Wieder andere sehen die Arbeit – zumindest ihre eigene Arbeit – als die Hauptquelle ihre Zufriedenheit im Leben an, die sie tief belohnt, die wichtig für die Gemeinschaft ist und auf die schwer zu verzichten ist.

Die meisten von uns haben an all diesen Haltungen teil gehabt, die verschiedenen Aspekte oft zur gleichen Zeit oder in verschiedenen Perioden unserer Laufbahn mit schwankender Betonung. Welche Klagen auch immer Ärzte, Krankenschwestern, Lehrer und andere Berufe haben (und so manche Klagen sind berechtigt), wir sind privilegiert, wenn wir solche Berufe haben, Tätigkeiten, die uns mit inneren intellektuellen, emotionalen, persönlichen, sogar geistlichen Interessen und Befriedigung versorgen, mit sozialer Anerkennung, ob nun die Bezahlung gut ist oder nicht.

Für manche Menschen ist es schwer, überhaupt etwas Zufriedenstellendes in ihrer Tätigkeit zu sehen, mit der sie beschäftigt sind, aber Arbeit bietet doch mehr: daß sich die Menschen nicht verloren vorkommen, unnützlich, unwert, ohne klare Identität sind. Was für eine Arbeit es auch ist, sie gibt ein Gefühl der Zugehörigkeit, daß man etwas beiträgt, auch wenn es wenig ist, daß man wichtig ist in einem System von größerem Nutzen, ein geachteter Teil der Gesellschaft, (z.B. als Hausmeister oder Reinigungspersonal). Sie kann dem Tag, der Woche, dem Jahr eine Struktur geben, ohne die das Leben schlicht vorbeidriften würde, eine Verpflichtung für Sie selbst und andere sein, den Nutzen haben, morgens aufzustehen und etwas zu tun (z.B. wenn der Bauer etwas an seinen Schafen tun will). Es kann die Befriedigung geben, daß man etwas Vernünftiges tut, was auch immer es ist, Stolz auf die geleistete Arbeit, daß man „Handwerkerarbeit“ schafft, daß man ein gutes Ergebnis oder ein gutes Endprodukt sieht (z.B.

unser Installateur, der alle Rohre gerade hinkriegt). Sie kann Freundschaften schaffen, eine soziale Gruppe, zu der man gehört, Kameradschaft, das Teilen von Freuden und Sorgen miteinander, Unterstützung im Leid oder in Notlagen (z.B. mein Vater im Sportclub des Werkes).

Jedes für sich oder alles zusammen kann die eigene Wertschätzung steigern, unsere geistige Gesundheit stärken und, eng verbunden mit unserer Erfahrung, daß wir eine Person sind, uns eine persönliche Identität und einen Wert geben. Nicht jeder findet das in der Arbeit und es gibt andere Quellen für den Selbstwert, andere Wege, in denen wir unsere persönliche Identität finden können. Aber für viele Einzelpersonen und für die Gesellschaft als Ganzes ist die Arbeit eine sehr wichtige Quelle der eigenen Wertschätzung und der persönlichen Identität. Wir müssen also die Situation von denen betrachten, die keine Arbeit haben. Vorher wollen wir aber kurz auf das Problem von denen schauen, die zu viel arbeiten.

3. Arbeit im Übermaß

Es gibt verschiedene Typen von Menschen, die im Übermaß arbeiten, bei allen gibt es wichtige Bezüge zur Arbeit und zur Unfähigkeit zu arbeiten. Da gibt es die, die für sich selbst arbeiten, die bei sich selbst angestellt sind oder ihr eigenes Geschäft haben und die viele Stunden lang arbeiten, um ihr Geschäft auf Erfolgskurs zu bringen, um mehr Geld zu verdienen, oder die sehen, daß ihr Geschäft von ihnen abhängt, das sie es nicht aus der Hand lassen dürfen. Sie werden fast ganz durch ihre Arbeit definiert und mögen sehr wenig anderes im Leben daneben haben. Krankheit oder Pensionierung sind ein großer Schlag, denn sie haben nichts anderes in ihrem Leben investiert und riskieren, zu einem Nichts zu werden. P.G. Wodehouse nennt Beispiele von pensionierten Geschäftsleuten, die sehr erfolgreich waren und sehr reich wurden, die beispielsweise voll Verzweiflung mit Golfspielen anfangen mit dem gleichen quälenden Herangehen, das ihr Geschäftsleben charakterisierte.

Dann gibt es die, die angestellt sind, die aber so an ihrem Beruf interessiert und an ihre Arbeit gefesselt sind, daß sie nicht davon lassen können. Einige Akademiker gehören hier zu, die sich so vollständig mit ihrer Arbeit identifizieren. Im Extremfall mögen die Konsequenzen die gleichen sein wie bei der ersten Gruppe, es mag zu Überlastungen im akademischen Beruf und in der Familie kommen und Krankheit und Pensionierung mögen als Katastrophe erscheinen. Aber sie können ihre Identität nach der Pensionierung fortsetzen, indem sie Bücher schreiben oder weiter Vorträge halten.

Beide Gruppen wählen, exzessiv zu arbeiten, die dritte Gruppe aber gar nicht. Sie arbeiten sehr viele Stunden, weit mehr, als sie offiziell bezahlt bekommen, weil es von ihnen durch die Firmenkultur oder von der Gemeinschaft erwartet wird und weil sie die allgemeine Auffassung haben, daß sie nicht aufsteigen können, keine bessere Arbeit anderswo bekommen oder ihren Beruf in Zeiten der Rezession nicht behalten werden, wenn sie sich Ihrer Arbeit nicht hundertfünfzigprozentig hingeben und weil es sonst nichts Wichtigeres in ihrem Leben gibt!

Diese Haltung scheint sich im Vereinigten Königreich auszubreiten, vielleicht auch sonst in Europa. Mein jüngster Sohn erzählte mir von Washington, daß das ganz und gar üblich, ja charakteristisch für einen großen Teil der Arbeitswelt in den USA ist (OECD, 2001). Es

scheint, daß man in so einer Situation durch den gesellschaftlichen Druck gezwungen ist, sich als „Arbeiter“ zu identifizieren, nicht unbedingt in einem besonderen Handel oder Beruf, weil man lange Stunden mit Wichtigkeit und Erfolg gleichsetzt. Eine Pensionierung mag vielleicht für solche Menschen, solange ihre finanzielle Situation befriedigend ist, (oder möglicherweise ebenso eine Krankheit, die sehr hoch in diesen Gruppen ist, solange sie finanziell gedeckt ist) eine große Erleichterung bedeuten und sie mögen sehr froh ihre Arbeiteridentität hinter sich lassen.

B. Menschen, deren Arbeit nicht bezahlt wird

1. Diejenigen, die nicht arbeiten wollen

In unseren Gesellschaften gibt es natürlich viele, die keine bezahlte Arbeit haben. Die Gesellschaft hat viele ambivalente Haltungen gegenüber den wenigen, die reich genug sind, um nicht zu arbeiten – sie werden beneidet und es wird ihnen übel genommen. Einige füllen ihren Lebensinhalt natürlich mit „guten Werken“, geben der Gesellschaft wichtige Beiträge und werden hoch respektiert. Aber die ohne Reichtum sind, von denen man annimmt, daß sie nicht arbeiten wollen, werden verleumdet; sie werden Faulenzer, Drückeberger und „Arbeitsscheue“ genannt und haben noch manch andere Namen. Zweifelsohne gibt es Erwachsene, die gesund und schlicht faul sind. Sie werden wann immer möglich jede Arbeit vermeiden, doch glaube ich, daß das nur wenige sind. Aber es ist nicht immer leicht, diese von denen zu unterscheiden, die echte Gründe haben, nicht zu arbeiten, solche mit körperlicher oder geistiger Krankheit oder ernststen sozialen Überlastungen, - oder die, die die Arbeit nicht finden können, zu der sie in der Lage sind.

2. Diejenigen, die keine Anstellung finden

Die keine Arbeit finden können und eine solche suchen, werden unter immer höheren Druck gesetzt. Im Nordosten Englands mußten beispielsweise viele ihre Familien verlassen, um im Südosten Arbeit zu finden, weil es in ihrer Wohngegend keine Arbeit gab, sie es sich nicht leisten konnten, ihre Wohnung zu wechseln und in jedem Fall auch das Arbeitsverhältnis nicht sicher war. Diese Männer, denn meist sind es Männer, gehen arbeiten, aber die Belastungen für sie und ihre Familien sind riesig. Es ist nicht verwunderlich, wenn dann Ehen auseinander gehen und Familien auseinanderbrechen. Aber für viele Männer ist Arbeitslosigkeit mit ihrem niedrigen Einkommen, unteren Status und dem Verlust von Nützlichkeit, Würde und Identität die schlimmere Option.

Die Beziehung von Arbeitslosigkeit und Krankheit ist wohlbekannt, obwohl die körperliche Krankheit häufiger die Ursache als die Folge ist. Hinsichtlich Depression und Angst, die „gewöhnlichen geistigen Störungen“, ist es gewöhnlich ein gemischtes Krankheitsbild. Nachdem wir kürzlich alle großen Bevölkerungsstatistiken in der Welt seit 1980 untersucht haben, sind wir jetzt sicher, daß es eine nennenswerte Zunahme der allgemeinen geistigen Störungen in Verbindung mit Arbeitslosigkeit gibt, ebenso bei schlechten Erziehungsvoraussetzungen und geringen materiellen Möglichkeiten (Fryers, 2003). Vielen

Allgemeinärzten ist das durch ihre tägliche Praxis wohl vertraut, aber es mag helfen, sie wissenschaftlich klar zu beweisen, besonders im Auftrag der Regierung!

3. Abwesenheit vom Arbeitsplatz durch Krankheit

Die Verwirrung um Arbeitsverweigerung, die Unfähigkeit, Arbeit zu finden, und die Unfähigkeit zu arbeiten ist schädlich, denn es gibt viele, die einfach nicht arbeiten können, weil sie akut krank sind, eine lang anhaltende Erkrankung oder eine ernste Behinderung haben, was einem oberflächlichen Beobachter leicht verborgen bleibt. Hier spielen Ärzte eine große Rolle, wenn sie die Gründe unterscheiden helfen, da sie in vielen Gesellschaften die Aufgabe haben, die Abwesenheit von der Arbeit, die Krankengeldbescheinigungen oder die Voraussetzungen für Behindertenrenten zu bescheinigen. Das sind keine kleinen Probleme. Es geht um sehr große Zahlen. In Schweden beispielsweise waren im Jahre 2000 von 5.6 Millionen Erwachsenen im arbeitsfähigen Alter 62.4% bei der Arbeit und nur 4.7% unbeschäftigt, aber 11.8% waren krank geschrieben und 21.1% erhielten eine Behindertenrente. Kürzlich wurde berichtet, daß in der Region von Glasgow in Schottland 16% der Arbeitsfähigen wegen Krankheit fehlten und daß die Regierung sich bemüht, diese Zahl zu verringern, da wir Arbeitskräfte brauchen.

Die Krankschreibung ist das Mittel, durch die die Gesellschaft Menschen formell erlaubt, nicht zu arbeiten, so daß ihre Würde und Identität nicht geschmälert werden, aber sie müssen bestimmte Bedingungen als ihren Teil am Vertrag mit der Gemeinschaft erfüllen (Parsons, 1951). Sie müssen gestatten, daß ihr Anspruch auf das Kranksein vom Arzt überprüft wird, dürfen keine andere Arbeit in dieser Zeit aufnehmen und müssen sich angemessen verhalten. Diese Bescheinigung wird oft als zu einfach angesehen oder man klagt, daß die Ärzte es sich zu leicht machen. Mit einfachen und offensichtlich kurzzeitigen Erkrankungen kann man leicht klar kommen und sehr kurze Erkrankungen brauchen oft auch gar nicht bescheinigt zu werden. Und körperliche Erkrankungen auf Grund der Arbeitsbedingungen (Arbeitsunfälle, bestimmte Carcinome, Staublungen) ziehen andere Maßnahmen nach sich, mit denen wir uns hier nicht befassen wollen.

Aber Krankheitsurlaub von der Arbeit ist oft ein komplexes klinisches, persönliches und soziales Phänomen, die präsentierte Beschwerde ist nicht unbedingt das einzige und leitende Problem. Zum Beispiel wissen wir, daß sich die Abwesenheit durch Krankheit durch schwierige Bedingungen am Arbeitsplatz erhöht, wie durch erhöhten Druck im Arbeitstempo, widersprüchliche Anweisungen und schlechte Kontrollmöglichkeit der eigenen Arbeitsergebnisse (Stansfeld, 2002). Die Probleme außerhalb der Arbeit in der Familie und in anderen Beziehungen mögen auch wichtige Komponenten sein. Wenn man aber ganzheitlich in der Art von Paul Tournier herangeht, haben diese Situationen ein wichtiges Potential für die medizinische Praxis und erfordern eine sorgfältige körperliche, psychische und soziale Diagnose, eine weitgefächerte Verordnung von Therapien und persönliche und soziale Hilfen.

4. Menschen mit Behinderungen

Menschen mit Behinderungen haben zusätzliche Probleme. Es sind sehr wenige, die auf gar keine Weise arbeiten können. Die meisten haben natürlich erkennbare Fähigkeiten und wollen arbeiten so gut sie können. Aber ihre Fähigkeit zur Arbeit hängt oft ebenso von der

Umgebung, den Umständen und den praktischen Möglichkeiten der Arbeit ab wie von ihren eigenen Begrenzungen. Wir sind schon einen langen Weg gegangen, bis wir uns an die soziale Situation und die Arbeitsbedingungen von Sehbehinderten, Hörgeschädigten und Körperbehinderten angepaßt haben, aber hier gibt es noch viel zu tun. Und ein wichtiger Teil des Umfeldes sind die Haltungen anderer.

Identität ist ein Kernproblem mit zwei Facetten. Auf der einen Seite erleiden sie Diskriminierungen als Menschen ohne Arbeit, denen die Möglichkeit fehlt, sich mit einem Beruf, Handel oder einem Arbeitsverhältnis zu identifizieren, zweitens werden sie mit der Identität der „Unfähigkeit“ etikettiert oder mit der Behinderung, die sie haben. Obwohl die schlimmsten stigmatisierenden Begriffe in den letzten Jahren wahrscheinlich weniger benutzt werden, wissen wir alle, daß es immer noch üblich ist, die Menschen als „Diabetiker“, „Epileptiker“, „Spastiker“, „schizophren“, „Schlaganfallopfer“ und so weiter zu benennen. Es muß sehr schwer sein, mit einer Identität in einer Krankheitskategorie zu leben, obwohl es viele Personen gibt, die all diese Dinge mit heroischer Kraft und großem Erfolg hinter sich gelassen haben.

4. Frauen

Ich habe schon erwähnt, daß sich die meiste Literatur über bezahlte Arbeit auf Männer bezieht. Vom heutigen Gesichtspunkt aus ist es erstaunlich, wie weit in der Vergangenheit die Anmaßung ging, daß in Bezug auf bezahlte Arbeit und ökonomische Aktivitäten Frauen weitgehend außer acht gelassen werden konnten. Sogar Tourniers Buch von 1972 scheint von der sehr traditionellen Rolle der Frau auszugehen. Die Identifizierung mit der Arbeitswelt der Arbeiter war für Frauen schwierig. Der traditionellen Rolle als Hausfrau und Mutter, die in der ganzen Gesellschaft immer als die wichtigste angesehen wurde, ist trotz Versuchen in letzter Zeit nie der Status einer Arbeit, noch weniger der einer Karriere oder eines Berufes zuerkannt worden. In wissenschaftlichen Klassifikationen wird diese Tätigkeit immer noch als unklassifizierbar angesehen. Traditionell wurden verheiratete Frauen durch den Beruf ihres Mannes gekennzeichnet.

In der Generation meiner Eltern war es für die meisten Frauen immer noch „normal“, allerdings nicht mehr für alle, keinen Beruf und keine Karriere anzufangen außer den der Hausfrau und Mutter. Meine Mutter wurde von ihrem Vater aus der Schule genommen, um nach der Familie zu sehen, weil sie als Mädchen ja keine Erziehung benötigte; sie „arbeitete“ nie und empfand immer, daß etwas Wichtiges verloren gegangen sei. Etwas von dieser Art habe ich noch bei meinem Schwager gesehen, aber er wurde umfassend besiegt durch eine Frau und drei Töchter! Wie oft haben Sie gehört: „Ich bin nur eine Hausfrau“; keine Arbeit, kein Status, kein Selbstwert. Und doch kann es ein sehr forderndes und ausgezeichnetes Training in Organisation und Management sein, wenn sie eine Familie großzieht und einen Haushalt führt. Uns ginge es besser, wenn wir einige dieser erfahrenen „Hausfrauen“ für das Geschäftswesen und in die öffentlichen Dienste rekrutierten, als so manchen Mann zu behalten, den wir jetzt da haben!

Natürlich gingen viele von unserer Generation in eine berufliche Tätigkeit, sobald die Kinder älter wurden oder aus dem Hause gingen, aber trotz gesetzlicher Gleichstellung bekommen Frauen weniger Spitzenpositionen, bei derselben Arbeit oft geringere Bezahlung als Männer und in Teilzeitjobs, die weitgehend von Frauen angenommen werden, unter Umständen sogar Hungerlöhne. Vielleicht ist diese Prägung der Gesellschaft zum Teil die Erklärung dafür, warum Frauen mehr allgemeine psychische Störungen als Männer haben: In der nationalen britischen Übersicht psychischer Erkrankungen von Jahre 2000 (Singleton et al, 2001) haben Frauen doppelt so oft Verfolgungsängste, körperliche Symptome, Zwangsvorstellungen und Angstsyndrome und fast eineinhalb mal öfter leiden sie an Symptomen der Erschöpfung, haben öfter Schlafprobleme und deutlich mehr neurotische Symptome. Angstvorstellungen und depressive Störungen gab es im Alter zwischen 16 und 64 Jahren bei Frauen 19%, bei Männern 13%.

Heutzutage verfolgen natürlich viele Frauen Karrieren aller Art. Wie wir alle wissen: wenn sie es nicht überhaupt lassen, holen sie es später nach, nachdem sie bis in ihre dreißiger Lebensjahre Kinder bekommen haben, allerdings oft mit nicht so ganz befriedigenden Langzeitkonsequenzen. Ihre „Identität als Schaffende“ mag ein wirklicher Gewinn mit verbessertem Selbstwert sein, aber wir müssen immer noch einen Weg finden, die „Hausfrauen- und Mutterrolle“ und die „Hausmanagerrolle“ anzuerkennen und sie mit einer klaren, hochwertigen Identität und dem gehörigen Status zu versorgen, besonders wo viele Frauen sich in „doppelter Pflicht“ sehen, indem sie außerhalb und im Haus arbeiten!

5. Menschen, die in Rente sind

Die Idee der Pensionierung ist relativ modern und ist charakteristisch für industrielle Gesellschaften (Cowgill & Holmes, 1978). Vorindustrielle Gesellschaften hatten immer eine Kategorie von Menschen, die als „alt“ bezeichnet wurden, von denen man andere Rollenerwartungen hatte als von den jüngeren Erwachsenen. Aber der Wechsel der Rollenfunktion, die gewöhnlich weniger körperliche Kraft voraussetzte, geschah langsam und nicht in einem bestimmten Alter und war ein Wechsel in eine andere aber gleich hoch geschätzte Rolle – die Männer waren nicht mehr Jäger oder Bauern, sondern Älteste oder Priester. Obgleich pensionierte Menschen in industriellen Gesellschaften eine Vielzahl von Rollen haben und viele Verantwortungen übernehmen, zum Beispiel indem sie auf kleine Kinder aufpassen (z.B. ihre Enkel), werden diese eher als trivial angesehen und nicht sehr hoch bewertet.

Diese Situation scheint sich zu ändern. Wenn die Arbeitslosigkeit niedrig ist wie im Vereinigten Königreich, fehlt es an Arbeitern, an Begabungen und Erfahrungen in vielen Handelszweigen und Berufen und wir brauchen Menschen, die länger am Arbeitsplatz bleiben. Menschen über 65 sind heute viel kräftiger und gesünder, sind meist noch fähig zu arbeiten und viele wünschen sich eine bezahlte Arbeit, wenn auch nicht unbedingt vollzeitlich. Mit der Zunahme älterer Menschen ist die finanzielle Last für die Pensionskassen zu einem großen politischen Problem geworden und viele private Pensionskassen sind aufgebraucht, so daß die Arbeitnehmer ihre Pensionen verloren haben. Auch muß die Haltung anderer verbessert werden, es gibt viele Vorurteile gegen ältere Arbeitnehmer, sogar wenn sie

erst in den Fünfzigern sind, wenn sie nach einer neuen Arbeit suchen. Aber in vielen Ländern kommt in Zukunft in dieser Richtung sicher ein Wechsel.

Obwohl die Tradition und die soziale Organisation der Pensionierung in den verschiedenen Ländern variiert, sind die Hauptprobleme im allgemeinen die gleichen. Viele Vorstellungen der Pensionierung sind für Männer sehr negativ; „ein erster Schritt zu sozialer Unabhängigkeit“ (Susser & Watson, 1971), dafür ist die Pension ein Symbol. Vor kurzem hörte ich in den Nachrichten einen Bericht über einen Überfall auf einen Rentner, kein Name, keine Identität, nur eben ein „Rentner“. Die Bezeichnung „der Alte“ ist nicht wirklich herabsetzend, obwohl es Abhängigkeit einschließt, aber es ist eine Nichtidentität, ein „Nichts“, und ist symbolisch für den Mangel an persönlichem Wert.

Townsend fand in seiner klassischen Studie 1954-1955 in Bethnal Green, einem Wohnviertel der Arbeiterklasse in London, daß, obwohl niedrige Renten ein Problem waren, die Männer genauso viel über Langeweile und Nutzlosigkeit klagten – daß sie unerwünscht seien. Er berichtete: „Unter den Pensionierten war kaum ein einziger für die Pensionierung.“ Ich glaube nicht, daß das heute in irgendeiner Gruppe genauso wäre, aber Frühberentung und Reaktionen auf Berentung sind zweifellos sehr unterschiedlich und für viele Männer bleibt sie eine Quelle großen Verlustes einschließlich eines tiefen Verlusts an Identität.

Tournier erkannte dies allgemeine Gefühl von Verlust mit seinen zahlreichen Konsequenzen für Erkrankung und Unglücklichsein im vorgerückten Alter. Er sprach sich für eine freiwillige Vorbereitung auf die Pensionierung aus, die es jetzt mehr gibt, und daß man sich in jüngerem Alter außerhalb der Arbeit vielseitig interessieren sollte, um das Leben während der Pensionierung zu unterstützen. Aber er dachte nicht daran, daß unstrukturierte Hobbies weit genug reichten und sprach sich deshalb für eine „zweite Karriere“ aus. Für viele Menschen mag es heute die dritte, vierte oder fünfte Karriere geben, aber das ist im Grunde das gleiche. Seine Meinung war, daß ein Interesse oder eine Aktivität, die die Pensionierung stützen könnte, strukturiert sein sollte, „einen Zusammenhang und eine Kontinuität“ haben sollte wie eine vorherige Karriere, so daß sie der „Arbeit“ ähnelt, eine Tätigkeit mit Hingabe und Nutzen.

Manche nehmen nach der Pensionierung eine bezahlte Arbeit auf, oft als Teilzeit und oft mit einem niedrigeren Status als die vorherige Arbeit. Manche aber können ihre Fähigkeiten und Erfahrungen in Beratung, Unterricht oder mit schriftlicher Tätigkeit in Bezug zu ihrem Hauptberuf nutzen und behalten so ihre arbeitsbezogene Identität. Manche, besonders solche, die frühpensioniert wurden, schulen um und fangen eine neue bezahlte Arbeit an. Aber viele, gerade die, deren Rente befriedigend ist, suchen keine bezahlte Arbeit, sondern verfolgen wie gerade Tournier vorschlug eine neue erfolgreiche freiwillige Arbeit mit NGOs (Nichtregierungsorganisationen). Im Vereinigten Königreich zumindest sind die NGOs weitgehend abhängig von einer Armee von pensionierten Menschen. Vorsitzender oder Vertrauensperson einer größeren Wohlfahrtsorganisation zu sein erfordert Fähigkeiten, Geschick und Erfahrung verwandt mit den oberen Positionen im privaten Geschäftsleben und im öffentlichen Dienst und hat genau die gleichen Rollen, Verantwortlichkeiten, Verpflichtungen und Risiken.

Diese Positionen haben einen gewissen Status in der Gesellschaft, aber ich denke nicht, daß sie eine erkennbare Identität bringen wie die reguläre Arbeit! Vielleicht suchen die, die eine solche Tätigkeit für eine lange Zeit übernehmen, nicht unbedingt eine solche Identität, sondern finden sie aus anderen Quellen. Dies mögen Frauen eher schaffen, denen oft bezahlte Arbeit und eine Karriereidentität in den meisten Jahren ihres Erwachsenenlebens verweigert wurde, die aber häufiger ein im tieferen Sinne befriedigendes Personsein durch Beziehungen, Familie und Dienst an der Gemeinschaft erreicht haben.

Jedes Land hat ein offizielles „Pensionsalter“, in dem die Renten normalerweise anfangen. Dann wird das Nichtarbeiten ohne Stigma akzeptiert. „Frühpensionierung“ hat dann einige besondere Kennzeichen. Im Vereinigten Königreich wurde sie in den letzten 25 Jahren üblich, teils als Reaktion auf die hohe Arbeitslosigkeit, teils durch die technische Entwicklung. Manchmal war sie eine Sache der persönlichen Wahl, ermutigt durch großzügige Regelungen der Frühpension, auch hatten einige Firmen ein frühes Pensionierungsalter. Aber oft wurde es den Menschen aufgezwungen, weil es zu viele Arbeitnehmer gab und die Unternehmer strikt auf das Alter achteten, wodurch die Menschen in den Fünfzigern davon ausgeschlossen wurden, eine neue Arbeit zu finden. Einige gingen früh in Rente wegen ihrer schlechten Gesundheit, obwohl dies nur teilweise ein Grund war, aber es war eine Quelle für die Legitimation. Für die Gesellschaft waren das riesige Verluste an Fähigkeiten und Erfahrungen, was heute vielleicht oft bedauert wird, und eine riesige extra Last von Pensionen für Firmen und die öffentliche Hand ohne jede Produktivität. Das konnte schon mit 50 Jahren eintreten bei einem erwarteten Pensionsleben von 30 und mehr Jahren. Ohne Zweifel wird das jetzt bedauert.

Körperliche Gesundheitsprobleme mögen eine frühe Pensionierung hervorrufen, obgleich eine hohe Inaktivität die Risiken für eine Herzkrankheit vergrößern mag. Psychische Gesundheitsprobleme sind entweder die Ursache oder die Folgen der Pensionierung. Die Ursachen sind offensichtlich – beispielsweise 20% der Frühpensionierungen im Nationalen Gesundheitsdienst des Vereinigten Königreichs haben psychiatrische Gründe (Pattani et al, 2001). Die Konsequenzen sind auch offensichtlich – unfreiwillige Frühpensionierung scheint das Vorkommen der allgemeinen psychischen Störungen zu erhöhen, aber eine geplante und freiwillige Pensionierung scheint sie zu verringern (Gallo et al, 2000; Drented, 2002).

Ergebnisse der Britischen Nationalen Psychiatrischen Studie vom Jahr 2000 sind sehr interessant (Melzer et al, 2004; Buxton et al, 2005?). Sie zeigten einen dramatischen, hoch signifikanten Rückgang im Vorkommen der allgemeinen psychischen Störungen (meistens Depressionen, Angst oder beides) bei Männern im Alter von 65, aber nicht bei Frauen. Bei Männern waren bei einer Gesamtsymptomenzahl von 18 nach der Klinischen Interview Liste (CIS) 7.3% 60-64 und 1.5% 65-69 Jahre alt. Depressionen gab es 3% bei 60-64 und 0.3% bei 65-69 Jahren. Das ist kein Kohorteneffekt (wir können es mit einer vergleichbaren Studie von 1993 vergleichen) und keine anderen Variablen erklären die statistischen Veränderungen als nur das Alter. Männer, die frühpensioniert wurden, hatten hohe Raten, sogar höhere als die Männer, die weiter arbeiteten, bis sie 65 wurden, als sie plötzlich ähnliche niedrige Raten erzielten. Männer, die nach dem Pensionsalter weiter beschäftigt wurden, hatten nicht nur dann niedrige Raten, sondern schon relativ niedrige Raten in den Fünfzigern und frühen Sechzigern.. Aber die niedrigsten Raten hatten die, die mit 65 in Pension gingen. Bei den

Frauen waren die Raten in jedem Lebensalter höher als bei den Männern, am höchsten im Alter von 50-54, dann langsam weniger mit keinem Unterschied bei 60 oder 65 Jahren.

Dies sind britische Zahlen. Es wäre wirklich interessant, wenn sich dies in anderen Ländern auch zeigen würde, aber es gibt nur wenige große Statistiken. Es scheint so, daß eine Frühpensionierung für die Männer schädlich ist, aber daß eine Pensionierung in dem Alter, die durch die Gesellschaft legitimiert ist, sehr gut für Männer ist. Im Moment wissen wir nicht warum. Vielleicht ist die Legitimation das Geheimnis. Mit 65 kann die Mehrzahl der Männer entspannen und muß sich nicht mehr als Schaffende beweisen und kann vielleicht mehr „sein“ als „tun“. Und vielleicht sind Menschen wie ich, die so ein Theater um die Pensionierung machen, außer Tritt und müssen etwas über die persönliche Identität lernen, die eigentlich nichts damit zu tun hat, daß man „etwas“ durch die Arbeit ist.

C. Identität – Was bin ich? – Wer bin ich?

Wer und was wir sind, das sind sehr wichtige Fragen für uns alle und hat soziale, psychische und geistige Dimensionen. Ohne einen klaren Sinn für persönliche Identität ist es sehr schwer, ein Selbstwertgefühl zu haben, das wir brauchen, um als unabhängige Menschen in einer Gesellschaft mit vielen Abhängigkeiten gut zu funktionieren. Ohne einen klaren Sinn für persönliche Identität sind wir sehr verletzlich für psychische Verletzungen, riskieren Angst und Depression und die Freiheit. Ohne einen klaren Sinn für persönliche Identität fällt es uns schwer, auf Liebe mit Liebe zu reagieren, Vergebung anzunehmen und neu anzufangen nach einem Versagen.

Für viele Menschen sind Arbeit oder ein Beruf oder Handel eine wichtige Quelle für die persönliche Identität; für manche mag es die einzige nennenswerte Quelle sein. Auch für die, für die das nur minimal zutrifft, ist es wegen all der anderen Nutzen wichtig, Arbeit zu haben. Besonders in den höheren Altersgruppen mag vor oder nach der Pensionierung eine fortgesetzte bezahlte oder unbezahlte Arbeit oder Teilzeitbeschäftigung, auf jeden Fall eine „Arbeit“, für die meisten eine sehr gute Sache sein und ist auch wichtig für die Gemeinschaft. Und für die mit besonderen Fähigkeiten und Erfahrungen gibt es nicht nur eine moralische, sondern auch eine spezifisch christliche Pflicht damit fortzufahren, einen speziellen Beitrag zu geben, so lange er benötigt wird, ob bezahlt oder nicht bezahlt.

Aber Arbeit ist nicht die einzige erreichbare Quelle für persönliche Identität. Das wäre auch fundamental unangemessen, denn nur wenige von uns können diese Identität für immer fordern. Krankheit, Behinderung, Überflüssigsein, Pensionierung, diese alle gefährden eine Identität, die auf der Arbeit aufbaut. Und wir haben alle auch andere Identitäten. Wir sind Söhne und Töchter, Mütter und Väter, Großmütter und Großväter und Großtanten und alte Freunde der Familie und so fort. Diese Identitäten, die auf Beziehungen aufbauen, sind sicherlich grundlegend wichtiger als eine Identität, die auf der Arbeit aufbaut. Vielleicht sind Beziehungen in der weiteren Gemeinschaft ebenso wichtig. Können wir nicht eine Identität aufbauen als gute Bürger, gute Nachbarn, als welche, die bereit sind, anderen zu helfen in und außerhalb von Organisationen?

Schließlich sind persönliche Identität und Selbstwert eng miteinander verbunden, sie leiten sich her aus einem Sinn für persönlichen Wert, daß man gebraucht wird, daß man um seiner

selbst willen geliebt wird, für das, was man ist, nicht nur für das, was man tut. Das ist wirkliche Gesundheit und Ganzheit. Ich bin sicher, daß das nicht nur Christen oder andere religiöse Menschen erfahren, aber es ist ganz speziell eine christliche Botschaft, daß es das ist, was ein liebender Gott denen anbietet, die Ihm vertrauen. Jesus sagt: „Seid Ihr nicht mehr wert als die Spatzen?“

Nun, ich muß neu über die Pensionierung nachdenken, muß meine sich rapide entwickelnde Identität als Großvater annehmen und muß Mongongonüsse im Garten pflanzen.

Referenzen

- Buxton JW, Singleton N & Melzer D, 2005?: The mental health of early retirees: national interview survey in Britain. Submitted.
- Cowgill DO & Holmes LD, 1978: Ageing and Modernisation, in *An Ageing Population*, ed.V Carver & P Liddiard, Open University / Hodder & Stoughton.
- Fryers T; Melzer D; Mc Williams B; Jenkins R, 2003: A systematic literature review of social inequalities in mental health. In *Social Inequalities and the Distribution of the Common Mental Disorders*. Maudsley Monograph 44; Psychology Press, Hove & New York, pp1-126.
- Forrester D, 1983: Work. In *A New Dictionary of Christian Theology*, ed a Richardson & J Bowden. SCM Press.
- OECD, 2001: Labour Market Statistics; International Labour Organisation.
- Lee RB, 1979: *The Kung San: Men, Women and Work in a Foraging Society*, Columbia University Press.
- Melzer et al, 2004: Decline in common mental disorder Prevalence in men during the sixth decade of life. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 39, 33-38.
- Parsons T, 1951: *The Social System*, Routledge & Kegan Paul.
- Pattani S, Constantinovici N & Williams S, 2001: Who retires early from the NHS because of ill-health, and what does it cost? *BMJ* 322, 208-209.
- Stansfeld S, 2002: Work, personality and Mental Health, *BrJPsihchiatry* 181,96-98
- Susser & Watson, 1971 *Sociology in Medicine*, Oxford
- Tournier P, 1971: *Learning to Grow Old*.
- Townsend P, 1957: *The Family Life of Old People*, Pelican
- Wesley J, 1746: *Forty-Four Sermons*, Epworth.
- Worsley, 1987: *The New „Introducing Sociology“*.

Übersetzer Berthold Mascher